

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

237 (11.10.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Lebt wohl, ihr Berge

Serdenabtrieb vom Hochschwarzwald

Wenn so jäh und unvermittelt, die Naturgewalten droben, auf den Hochgebirgen unteres Schwarzwaldes, sich ausatoben verhalten, dann pflegt der Berggänger endwärtig dahin zu sein und mit ihm für vieles Jahr all die Hirtenromantik und Alpenpoesie. Die ersten nicht mehr lebenden Hirten geben das Signal zum Aufbruch der Berge. Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften! ... Der Hirtenbüher Abschiedslieder hallen von den trauten herbstbraunen Matten und die Berge geben sie in vollenden Affekten und wehmüttsvollem Sämenigen hundert- und tausendfach wider!

Nur wenige Tage im Jahr sind es, die sich für den Schwarzwald-Bauer und für sein Gefolge aus dem ewigen Gleichniss der Lebensweise herausheben. Für den Hirtenbüher und Serdenwächter gar sind es nur drei Tage, die in seinem Kalender besonders verzeichnet. Da ist der Tag des „Austrens“ im ersten Maidrittel, der Tag, an dem unter hellem Sonnenschein und begleitet von vielstimmigen, melodischen Glockenläuten die Auffahrt des Weidewiebes auf die Bergmatten erfolgt; dann kommt der Tag der altüberlieferten Sitte des „Schellenmarts“, wo auf der Berg bei Elzach oder auf dem einsamen Höhenbühl zwischen Hornberg und Schramberg am ersten Pfingsttage die Hirtenhufen sich treffen und ihr „Geläute“ — das die ihnen anvertrauten Herdentiere tragen — prüfen, proben und austauschen. Endlich aber, als Höhepunkt, nach der Tag der „Kilwi“ das Fest des Sommerabtriebs im hohen Schwarzwald, das Mitte oder Ende Oktober vor sich geht. Wenige Tage vor der „Beratung“ versammelt mit einem Male das lustige Weidewiebesglocken- und Schellen- und Hufen auf den freien Bergmatten. Das Vieh wird abgetrieben, um wieder — über den Winter bis zum nächsten Frühjahrs — in den niedrigen, warmen Stallungen untergebracht zu werden. Der treue und belagerte Hirtenbüher verläßt ein paar frohe Tage mit dem übrigen Gefolge des Hofbauern, wird da gut besorgt und empfängt zuletzt einen meist recht sorgfältigen Lohn für seine sommerliche Hut, um dann zu seinen Angehörigen zurückzukehren.

Während im nördlichen Schwarzwald infolge seines reichen und höchsten Waldbestandes die charakteristischen Hochweiden weniger in Erscheinung treten, pflegt sich der Bauer der Alpenpoesie im südlichen und mittleren Hochschwarzwald voll zu entsaften. Besonders im Gebiete des Feldberg und allen umliegenden Berggipfeln, drüben am Herzsoghorn und Spiehorn, am Giffhorn und Hölzchen, am Schausland und Belsen, im Bernauer, Todmooser und Todtauer Hochtal, endlich am Kandel, zwischen St. Peter, St. Märgen, Turmungen und Schönwald, werden die fastigen Beratungen vom Mai bis zum Oktober vom Weidewiebes überlaufen. Die den Hochweiden unmittelbar untergeordneten Gemeinden und Talsinken pflegen ihre Berden geschloffen unter der Obhut des Hirtenbüher auf die höchsten Höhen hinauf, deren qualitativ ungemein nahrhaftes, süßes, wäziges Gras im Verein mit den fräftigen Lebensbedingungen der Berggebiete das Vieh in ausnehmend prächtiger Weise gedeihen läßt. Selbst in trockenheißen Sommern, wie dem eben verlaufenen, werden die erst frühgrünen, später erdbräunlichen Mattengräser von Tau und Quellwasser immerzu betriefft und befeuchtet, so daß sie jederzeit den weidenden Kühen und Ochsen, den Kälbern und Wiedern willkommene und aierig aufgenommene Nahrung bieten.

In den letzten Sommern haben sich zu den üblichen Berden im Hochschwarzwald neue Jungweiden und Schafberden gesellt. Während die letzteren bei jeder Witterung und Draußen im Freien, an einer im Windrichtung gelegenen Bergmatte im Schafberg nächstgenannten, werden die Großweiden abendlich in die engen, für sie eigens bestehenden Viehhütten abgetrieben. Unter dem trauten Kanone der vielstimmigen Glocken schreiten andernorts die Tiere wiederum herwärts und arden die Matten ab oder laeren sich ab und zu an einer innigeren Balde. Die Schafberde dagegen sieht, wie und furchtig aneinanderberaichmet, betreit vom Schäfer und seinem Dunde, still und lauslos über andere Berggänger dahin, um neue, unberührte Weidetriften aufzufinden.

Im Bereich des Feldbergs, dessen Hänge und Balden und Matten als ein einziges, gemaltes Hochweidenland — den alpinen Alpen vergleichbar — anzusprechen sind, befinden sich zahlreiche Unterwäldchen und neuerbaute, geräumige Stallungen für das weidende Großvieh, das dort nachts und an kühlen Regentagen Aufnahme findet. Erwähnt seien die etwas verborgen, zwischen 1200 und 1500 Meter hoch gelegenen Menschenwand, Baldmeyer, Tobnauer und Jafelherütte, die alleamt die Herdentiere der gleichnamigen Schwarzwaldgemeinden zu bergen haben.

Säufige Niederbühel in den letzten Wochen liegen in den Hochlagen nochmals das niedere Berggass aufschließen und liefern für die Berden ausgesprochenes und fräftiges Futter. Nun aber beginnt die Rächte und Frühstunden merklich rauch zu werden; Reif fängt an, die Gräser bis zum Spätoormittag zu befeuchten und selbst die immer wieder niederfallende, föstliche, goldene Sonne vermag nicht mehr darüber hinwegzutäuschen, daß die Zeit gekommen, da „der Senne muß scheiden, der Sommer ist hin ...“

Verlobung

Von Otto Bielen

Es ist sieben Uhr abends. Ueber die Stiegen hinauf zur Wohnung des pensionierten Steueramtsgehilfen Robat klopft Herr Anton Jach, Unterbeamter beim Kreisgericht, sechsunddreißig Jahre alt, katholisch, ledig.

Vor der Türe bleibt er einen Augenblick stehen, pust auf dem Vorleger seine Stiefel ab und ruft an seiner Kamratte. Dann klopft er die Hand aus, klopft und beginnt die Kiste zu schnappen. Und wie die Türe aufgeht und von der Küche her ein warmer Speisengeruch kommt, denkt Herr Anton Jach: „ah, Saffbraten mit Kartoffeln und Kapern“, setzt ein liebenswürdiges Grinsen auf sein schmales Gesicht und laßt beim Hereinkommen: „Gut Abend, ich küsse vielmals die Hände.“ Dann küßt er auch wirklich vor aller Frau Robat vornehm die Hand und fragt nach dem wertigen Befinden und dann küßt er dem Fräulein Robat, das ist die Tochter, auch die Hand, und schaut ihr heftig in die Augen, daß die beiden Alten ganz glücklich sind und wieder neue Hoffnungen schöpfen.

Zehn Minuten später sitzen sie alle vier um den weißgedeckten Tisch herum und beten ein Tischgebet, wie es sich gehört. Herr Anton, der gerade der Tochter gegenüber sitzt, schaut tramschaft auf den dampfenden Suppentopf und schaut fortwährend Speisefel, während die Tochter sichtlich ihre Blicke auf den gewöhnlichen Büten niedergeblich hat und die beiden Alten darüber nachdenken, wie teuer so ein Schwiegersohn, der noch nicht einmal sicher ist, zu stehen kommt.

Denn seit drei Jahren kommt Herr Anton Jach Abend für Abend um punkt sieben Uhr zur Familie Robat, nimmt an dem Abendessen teil, plaudert ein wenig, hört ein wenig plaudern zu, schickt ein paar Blicke auf die Tochter ab, und stapft im neun Uhr wieder nach Hause. Und jeden Sonntagvormittag geht er mit der Familie in die Kirche, bleibt zum Mittagessen da und zur Tante und zum Nachtmahl — ein Geldverleih kostet das!

Die Bekannten und Verwandten und sogar die Nachbarn sind schon ungeduldig geworden. Alle munteln und machen komische Gesicht und fragen immer ganz teilnahmsvoll: „Nun, wann wird man der Roba zur Verlobung gratulieren dürfen?“ Das ist dann immer so peinlich, — was soll man antworten?

Und so oft Mutter Robat ihre Tochter, die den Herrn Anton abends immer bis zum Hausvor begleitet, fragt: „Nun, was hat er geliegt? Was hat er getan? Hat er endlich ...?“ gibt Roba beinahe heulend zur Antwort: „Nichts, er war ganz forrett.“ Dann sind alle drei sehr bekümmert.

Einesmal an einem Sonntag, hat es der alte Robat versucht, den Herrn Anton zum Sprechen zu bringen, nach dem Essen, während Mutter und Tochter sich in der Küche mit dem Geschirz zu schaffen machten. Zwei Kilo panierte Schinken, Salat und Bombichschinken gab es vorher, und eine Flasche Wein und Zigaretten hinterher. Herr Anton aber alles war umsonst, hinausgerufenes Geld. Herr Anton suchte in einemfort in den Sämen herum, gab sich geistesabwendend seiner Verdauung, dem Wein und den Zigaretten hin und wollte abschluß nicht verstehen. Man kann ihn doch noch umsonst bei uns anessen? Se? Es ist ja Zeit, daß sie endlich die Roba heiraten, verstehen Sie, es ist schon lange Zeit ...“ Rein, das kann man nicht. Heiraten dies ist die Roba nicht mehr ganz jung und gar so leichsinmig darf man mit einem ersten Bewerber doch nicht umgehen. Was ist, wenn er schließlich Anst bekommt und durchgeht? Dann hat man ihn verjagt und all das teure Zeug vorher ist endwärtig umsonst ausgegeben worden.

Daran denken die Alten und daran denkt auch die Roba, wie sie so dastehen und die Suppe auslöffeln, und nur Herr Anton ist ganz bei der Sache, indem er schmaufend den wäzigen Suppengeruch in die Nase zieht.

Nach dem Essen, schaut, steht der alte Robat auf einmal auf und laßt, die Herrschaften möchten sich durdau noch sitzen lassen, aber er selber möchte heute ausnehmungsweise nach weggehen, zu einer Vereinskassa, und der Herr Anton möchte so gut sein und die Damen derweilen unterhalten.

So sitzt Anton Jach auf einmal mit zwei Frauensimmern allein in der Wohnung. Aber er findet sich ab in seine Rolle und macht den Damen besonders der Alten, auf seine Weise den Hof.

„Ausgesehmet war der Braten“, meint er zum Beispiel und schaut die Frau Robat beiseitert an, „wirklich so“, ... und dann schmalzt er mit der Zunge. „Ja, ja, die gute alte Zeit. Es ist ein Unfall. So lachen kann jetzt kaum eine mehr, Ja, ja, der Krieg. Und die Republik. Hat man das früher gebraucht? Nein! Na, also!“

Dann, auf einmal, muß die Frau Robat rasch zur Nachbarn, etwas sehr wichtiges lazen, beinahe hätte sie darauf vergessen. Nur eine Viertelstunde. Sie wird gleich wieder zurückkommen. Einf-

weilen vertraut sie Roba dem Herrn Anton an, vielleicht wollen sie miteinander ein Album anschauen? Die Roba soll es dem Herrn zeigen. Es liegt in der oberen Lade.

Dann verschwindet sie mit einem eigentümlichen Lächeln und läßt die beiden jungen Leute allein.

Die Roba holt das Album. Darin sind lauter Photographien von Brautpaaren, die mit verkrampften, starren Gesichtern dreinschauen oder einander bloße zulächeln, und den Herrn Anton der nervös an seinen Bartenden dreht, noch bekangener machen. Dann ist das Album aus und jetzt wird die Verlegenheit sehr groß.

Er küßt mit einem Seufzer auf das Kamape zurück, er rührt sich nicht. Sie schlägt die Beine übereinander, so daß die gestärkten Unterwäsche rauchend und die weißbestraupften Baden hervoraußen — er starrt auf seine Schuhschnehen nieder. Dann beginnt sie zu plaudern, zu fragen. Er antwortet mit Ja und Nein. Das ist auf die Dauer furchtig, nicht zum aushalten. Alles, was sie tut, ist ohne Erfolg. Endlich weiß sie nicht, ob sie ihn einen Adionen schimpfen und ihm in die Augen fahren oder ob sie weinen soll.

Eine Stunde ist vergangen. Die Stimmung ist ganz trostlos. Da karrt die Gangtüre. Die Mutter kommt zurück. Da springt sie mit einem verweifelten Entschluß auf, wirft sich Herrn Anton an die Brust, stößt, schmeißt, auf seinen Knien, schlägt die Arme um seinen Nacken und lehnt ihr Haupt an seine Brust.

Und bevor der Heberfallene irgendwas tun kann, geht auch schon die Türe auf und läßt den Herrn und die Frau Robat im Türschwelen sehen, staunend, überrascht, ungläubig aber gleich legensbereit. „Wir haben uns verlobt“, küßt die Roba züchtig und nach dem Herrn Anton an der Hand. „Nicht wahr, Geliebter?“

Und Herr Anton beginnt zu schluden und zu stottern — und die Alten nehmen es gerne für ein Ja und segnen ihn und holen die Nachbarn geschwind herüber, damit sie dem Brautigam gratulieren, der noch immer ganz verbartet dasteht, kraftlos, willenlos, ein Kaff vor der Schlachtbank.

Das ist er von diesem Augenblick an bis zur Hochzeit geblieben. Und nachher war es ganz erlei. ...

Allerlei

Die meistgelesenen Bücher. Einen aufschlußreichen Beitrag zur Beurteilung der geistigen Einstellung der Gegenwart liefert der kürzlich erschienene 16. Jahresbericht der Deutschen Bücherlei in Leipzig, der statistische Mitteilungen enthält über die Benutzung der Bibliotheksbücher. Die schöngeistigen Schriften, die am meisten gelesen werden, sind hierbei nicht mit berücksichtigt, da sie in der Deutschen Bücherlei nur zu Forschungs- oder Berufszwecken zur Verfügung gestellt werden. Am meisten begehrt wurde von de Belde „Vollkommene Ehe“, das 51mal herausgab und noch häufiger bestellt wurde — alle Schriften stehen nur in einem Exemplar zur Verfügung. An zweiter Stelle kam Lindes und Evans „Revolutions nach Afrika“ (37mal), an dritter Bengt Berg. „Mit den Zugvögeln nach Afrika“ (31mal), an vierter und fünfter Handen die Lehrbücher von Spang, „Dauerkonzepte der Volkswirtschaftslehre“, und Schäfer, „Grundriss des Rechts“ (beide 23mal), denen Giese, „Die Verfassung des Deutschen Reiches“ (22mal), hart auf dem Fuß folgte, ein erdweiliches Zeichen für die wachsende Teilnahme an staatsbürgerlichen Dingen. Es folgten: „Handbuch für das kaufmännische Unterrichtswesen“ (21mal), Pielmann, „Unternehmensformen“ (20mal), dann ein zweites Werk von von de Belde, „Erotik in der Ehe“ (18mal), und schließlich Kahn, „Leben des Menschen“ (17mal). Von den zehn Büchern sind sechs im Original deutsch, vier Uebersetzungen, und zwar zwei aus dem Holländischen und je eine aus dem Schwedischen und dem Englischen. Alles in allem bestätigt die Statistik die Tatsache, daß die heutige Zeit weniger historischen Dingen als aktuellen Gegenwartsfragen und Fragen der Praxis ihr Interesse zuwendet.

Der Goldgehalt des Meeres. Sehr häufig kann man in Anbezug auf die Ausbeutung neuer Goldquellen auch vom Goldgehalt des Meeres lesen, der oft als ziemlich bedeutend geschätzt wird. Doch dem nicht so ist, konnte bei der großen Forschungsreise des Vermessungsschiffes „Meteor“ endgültig bewiesen werden. Man hat auf dem „Meteor“ in 1400 Analysen das Meerwasser auf Gold untersucht und dabei gefunden, daß der Goldgehalt bedeutend kleiner ist, als bisher angenommen wurde. Auf 250 000 Liter Meerwasser kommt nur ein Milligramm Gold. Also mindestens 10 Eisenbahnwagen voll Meerwasser wären zur Verarbeitung notwendig, um nur für ganze 3 Mark Gold zu erhalten. Da der Aufwand an Arbeitskraft und Materialkosten in keinem Verhältnis zu dem verschwindend kleinen Gewinn steht, kann man die Pläne der Goldgewinnung aus dem Meere wohl als abgetan betrachten.

wegen eines geringfügigen Diebstahls bestraft, so dann als Tramp umher und verlegte sich schließlich auf gewerbmäßigen Einbruch. Die Behörden vieler amerikanischer Städte landten ihm Stechbriefe nach, ohne seiner habhaft zu werden.

Da kostete ihn ein erotisches Vergehen beinahe das Leben. Er hatte sich an einem weißen Mädchen vergriffen und die negerfeindliche Menge wollte ihn lynchen. Morel rettete ihn; in der begreiflichen Empörung des Europäers schritt er ein und brachte den Schwarzen nach Frankreich mit.

Der junge Arzt konnte sich einen Diener nicht leisten und so kam James auf Umwegen in die Dienste Miquel Rochetti.

James brachte ihm erst einen namenlosen Jagabunden, dann ein Mädchen, an dem er sich freilich geschlechtlich verging.

Der junge Arzt war aber eben nur — Meisterlehrling.

Seine beiden Experimente mißlang, teils vielleicht wegen der primitiven Hilfsmittel, der mangelhaften Assistenten, die in der Montredoner „Festung“ zu Gebote standen, wohn er sein geheimes Laboratorium verlegt hatte; teils aber auch, weil ihm das profunde Wissen seines Chefs fehlte, dessen medizinische „Tricks“ unbekannt waren. So beschloß er, sich Ferrauds Mitschiffe durch einen Gewaltstreik zu sichern.

Erst aber hieß es, ein neues Opfer in Händen zu haben.

James, der in abergläublicher Furcht vor der Rache der Toten, die Leichen, statt sie, wie ihm befohlen, ins Meer zu werfen, in Rochetti's Wagen nach dem Friedhof von St. Pierre geschafft hatte. James also zitterte vor neuen Wagnissen und wußte auch nicht, wie er abermals Menschen für Morels Sesierrisch fangen sollte.

Ein Zufall begünstigte die schwarzen Pläne: Der Einbruch Louis in der weißen Villa.

Der vorsichtige Rochetti hatte einen Marmapparat konstruiert, dessen Glöde in der Manarde des verlässlichen Dieners hing.

James lauerte dem Einbrecher auf, betäubte, fesselte und Inebeste ihn, während Rochetti in seinem unterirdischen Laboratorium Raben und Ratten transhierte.

(Schluß folgt.)

Die Toten ohne Kopf

Kriminalroman von Hans Regina von Noth

Coverright 1930 by Ernst Oldenburg, Leipzig.

(Nachdruck verboten)

Er wandte sich an Ferraud. Fühlen Sie sich stark genug, um nach Hause zu fahren?

„Ja!“ Ferraud dachte an das Wiederleben mit Frau Madeleine und seine Stimme stierte vor Erregung.

„Dann erbitte ich mir eines der Autos, um den Herrn Professor beimbringen zu können!“, wandte sich der Detektiv an Ferraud.

Draußen dämmerte es.

Man mußte Ferraud stützen, als er in den Wagen sties.

„Ich befehle Sie morgen zum Abschied noch einmal, in Ihrem Büro, Kommisariat!“, rief Moon zurück. „Aber unbeleert — ganz inoffiziell!“

Dann bahnte sich ihr Wagen seinen Weg durch das Spalier der Montredoner Bevölkerung, die in phantastischen Morgenkostümen den Zugang zur „Festung“ belagerte.

Moon fuhr die Straße innerhalb weniger Stunden zum letzten Male.

Er hörte den Professor mit keinem Wort in seinem ergriffenen, verkürzten Stimmchen. Der hielt sich nur mit Anstrengung aufrecht und kämpfte tapfer ein Schluchsen herunter, wenn er am ermagenden Morgen, durch den sie alkten, stets von neuem inne wurde, daß sein strahlendes Erlebnis einen glücklichen Ausgang genommen.

Im Park von Corc'n ließ Moon halten, er lud gewissenhaft das Rad des Vifboos auf.

Dann fuhr sie weiter.

Je näher sie Marielle kamen, desto mehr steigerte sich die Erregung des alten Mannes.

Er fürchtete sich vor dem Wiederleben — so innig freute er sich darauf!

Mit unsichern Fingern begann er allmählich seinen grauen Schnurrbart wild zu misshandeln. Und dann — leit furchtbaren Tagen zum ersten Male wieder — fand er die nötige Ruhe zum Herabsinken wieder und — und mekte sein Handgelenk an der Mantelkette!

Jetzt erst war Ferraud vollends gerettet.

XXIV.

Wie sich bei einem ineinandergeackeltesten Geduldspiel Hütle um Hütle abschliff, bis endlich der eigentliche Kern bloßliegt, so ließen sich nun schrittweise alle die dunklen Geheimnisse entschleiern, deren Ergründung Moon und Ferraud manche harte Nuß zu knaden gegeben hatte.

Da sich die Verbrecher vor ihren Gefangenen kein Blatt vor den Mund genommen hatten, brachten die Aussagen Ferrauds und Rochetti's wichtige Aufschlüsse und die wenigen Läden, die in der restlosen Aufklärung noch klopften, füllte die logische Kombination der Kriminalisten.

So vermochte man schließlich den ganzen mysteriösen Fall „vom grünen Tisch“ aus einwandfrei zu rekonstruieren.

Doktor Alphonse Morel, ein tüchtiger, strebsamer Arzt, war nach seiner Rückkehr aus Amerika, wo er jahrelang gelebt, Assistent Professor Ferrauds geworden.

Mit einem an wollüstigen Fanatismus streifenden Feuerifer beilegte er sich an den arabischen, aber araisamen Experimenten des Vifboos.

Seine geniale Begabung schlug in Wahnsinn um, er stellte sich die furchtbare Aufgabe, die Entdeckungen seines Professors in Menschengewürchen zu erproben.

Wie aber sollte er sich die erforderlichen Versuchsubjekte beschaffen?

Er mißbrauchte hierzu den Negar James, der ihm bis zum letzten Blutstropfen willenlos ergeben war.

James hatte in Amerika ein bunbewegtes Leben geführt. Erst schlug er sich als Schiffsjunge, dann als Hafenarbeiter durch, wurde